

Kann verkehrspsychologische Diagnostik ein Spiel mit offenen Karten sein?

Erfahrungen mit dem Reflexionsgespräch
in der Individualpsychologischen Verkehrspsychologie (IVT-Hö)

Seit 1993 arbeite ich als Verkehrstherapeut für die Individualpsychologische Verkehrstherapie (IVT-Hö). Sie werden sich vielleicht fragen, wie jemand, der in der Rehabilitation arbeitet, dazu kommt, ein Referat über Fragen der verkehrspsychologischen Diagnostik zu halten. Ist das nicht anmaßend, überheblich, arrogant?

Ich werde jedoch versuchen Ihnen zu vermitteln, daß sich aus unserer therapeutischen Perspektive einige interessante, möglicherweise auch verwertbare Aspekte des Erlebens einer Begutachtungssituation beschreiben und herausheben lassen, die im Setting der Begutachtung selbst in dieser Deutlichkeit so nicht zutage treten. Vieles berührt dabei die im Titel gestellte Frage: Kann verkehrspsychologische Diagnostik ein Spiel mit offenen Karten sein?

Bei den folgenden Studien greife ich insbesondere auf unsere Erfahrungen mit dem sogenannten Reflexionsgespräch zurück. Die Idee geht ursprünglich auf das Bedürfnis unserer Klienten nach einer Generalprobe vor dem Ernstfall MPU zurück. Es wurde jedoch sehr schnell zu einem in erster Linie therapeutischen Instrument verfeinert, das die Polarität zwischen Begutachtung und Therapie und deren Dynamik für den therapeutischen Prozeß nutzt. Ich möchte diese Maßnahmenkomponente hier kurz erläutern.

Dieses Gespräch führt ein IVT-Psychologe, der therapeutisch eben nicht mit dem Klienten zusammengearbeitet hat. Damit werden äußerlich die Bedingungen denen einer Begutachtung angeglichen. Beide treffen auf einen unbekannten Gegenüber.

Der für den Klienten zuständige Therapeut hat jedoch die Möglichkeit, einen von seiner diagnostischen Einschätzung und seiner therapeutischen Konzeption her passenden „Pseudo-Gutachter“ auszusuchen und diesen vorher zu instruieren. Es werden also quasi experimentelle Bedingungen gesetzt, in denen ein gewählter Explorationsstil in seinen Wirkungen auf eine individuelle Persönlichkeit und deren psycho-sozialen Lebensstil variiert wird. In der Sprache der Klienten formuliert: Ich kann jemandem mit einem netten, einfühlsamen Gegenüber zusammenbringen oder auch mit einem „harten Hund“ konfrontieren.

Möglicherweise regt sich hier Widerwillen. Darf man so herumtricksen und unter dem Deckmäntelchen der MPU-Vorbereitung therapeutisch manipulieren? Das ist doch nicht wirklich ein Spiel mit offenen Karten...

Wir folgen jedoch grundsätzlich auch in diesem Gespräch mit oberflächlichem Prüfungscharakter der Leitlinie der Ermutigung. Der Klient soll nicht verunsichert werden, sondern in einer Entwicklung bestärkt werden. Er soll neue Impulse bekommen und noch einmal an Schwung gewinnen. Je nach psychologischer Notwendigkeit lassen sich Kritik und Bestärkung, Zweifel oder Ermutigung fein dosieren. Hier liegt natürlich ein Vorteil des Reflexionsgesprächs der eigentlichen Begutachtung gegenüber, die letztlich entweder positiv oder negativ ausfallen muß.

Vor vielen Jahren wurde ich von einigen Gutachtern angegriffen, als ich diese Komponente unserer Maßnahme zu beschreiben versuchte: Wir würden also doch MPU-Vorbereitung betreiben! Doch es geht überhaupt nicht um das Einstudieren eines Frage-und-Antwort-Spiels. Sicherlich greifen wir den Wunsch der Klienten nach einer MPU-Vorbereitung auf. Sie hoffen auf unseren „Segen“, auf praktische Verbesserungsvorschläge und Formulierungshilfen. Sie erwarten handliche Tips, wollen vor Fehlern bewahrt oder vielleicht immer noch vor Fangfragen und Fallstricken gewarnt werden.

Wir nutzen das Reflexionsgespräch jedoch therapeutisch, indem aktualisiert wird, was diese ganz spezielle, für die meisten Klienten sehr bedeutsame Lebenssituation an propulsiven seelischen Beweg-Gründen mit sich bringt. Dabei kann es sinnvoll sein, auf Schwachstellen und Lücken hinzuweisen, Behauptungen anzuzweifeln, Skepsis zu äußern. Meistens aber spürt es ein Klient selbst, wenn seine Antworten ohne wirkliche Überzeugungskraft sind. Denn die gleichen Fragen stellt ihm im Grunde seine alltägliche Lebenswirklichkeit.

Allerdings ist in dieser speziellen Situation die Auseinandersetzung zwischen Ich und Welt ungewöhnlich polarisiert: Macht und Ohnmacht, Anspruch und Wirklichkeit, Objektives und Subjektives sind für den Moment sehr ungleich verteilt. Die Art und Weise der Auseinandersetzung mit dieser Prüfungssituation spiegelt immer auch den individuellen psycho-sozialen Lebensstil. Und weil die Verhältnisse so zugespitzt sind, tritt auch die Gestalt des Lebensstils entsprechend deutlich

und bisweilen überzeichnet hervor. Er präsentiert sich in seiner Art, er nimmt auf seine Weise Stellung, er agiert, bewußt oder unbewußt, in seinen Lebenstechniken. Aus dieser Dynamik lassen sich wertvolle therapeutische Anregungen gewinnen.

Die seelische Situation bei einer bevorstehenden Begutachtung ist vergleichbar mit einer Kündigung, einem Konkurs oder einer Trennung. Das mag dann als selbstverschuldet, als Pech oder als bodenlose Ungerechtigkeit erlebt werden: Man es mit der normativen Kraft des Faktischen zu tun. Das Leben lehrt einen: So läuft es nicht weiter!

Der Veränderungsdruck kulminiert gleichsam im „Nadelöhr“ der Begutachtung. Sie repräsentiert die gesamte Realität. Hier fließen alle Zweifel, Ängste, Krisensignale und Schwierigkeiten des Lebens zusammen. Auf sie richten sich aber auch alle Widerstände und Abwehrmechanismen. Denn es kann doch nicht sein, daß ich „vom Charakter-TÜV ausgemustert“ und gleichsam „seelisch verschrottet“ werde. So krass dieses Bild erscheinen mag: Es kommt dem nahe, was Betroffene erleben. Ein positives Gutachten bedeutet: So geht's, dein Leben funktioniert, du kannst bestehen; du wirst respektiert, akzeptiert, geliebt. Ein negatives Gutachten dagegen vermittelt die Botschaft: So nicht! Oder auch: Leider immer noch nicht gut genug!

Die Begutachtung ist also Herausforderung und Hindernis, sie ist Prüfung und Probe. Sie ist aber auch eine Bedrohung, die Angst hervorruft.

Im Reflexionsgespräch haben wir eine aufschlußreiche Gelegenheit, diese Ängste und auch die Formen des Umgangs damit zu studieren. Denn einerseits steht ja im Erleben des Klienten dieses Gespräch für das echte Gutachten; andererseits kann der Klient immer noch ohne reelles Risiko, ohne Konsequenzen aus der Situation ausbrechen, das Rollenspiel auflösen und an den Therapeuten, der den Gutachter spielt, wieder zum Therapeuten machen.

Von dieser eigentlich naheliegenden Möglichkeit wird allerdings eher selten Gebrauch gemacht. Zwar geraten die meisten Klienten spürbar ins Schwitzen und ins Schwimmen. Man merkt ihnen an, wie anstrengend und oft auch unangenehm die Situation für sie ist. Dennoch versuchen die meisten, das Spiel mit einer Art sportlichen Ehrgeiz zu Ende zu bringen. Sie empfinden es wohl als Versagen, als Feigheit, als schändliche Kapitulation, vorher auszusteigen und einzugestehen: Wenn das jetzt ein echtes Gutachten gewesen wäre, dann wäre ich wohl durchgefallen... Sie wollen auch in diesem Spiel nicht verlieren.

Auch wir haben als Therapeuten die Möglichkeit, die Ebenen nach Bedarf zu wechseln. Es wäre dumm, diese Möglichkeiten nicht zu nutzen. Mit der Zeit bekommt man Geschick darin, die Atmosphäre des Gesprächs je nach Lage im Übergang zwischen Begutachtungssetting und Therapiefeeling oszillieren zu lassen.

Gerade diese Möglichkeit der Brechung der Situation macht differenzierte Einblicke in die Dynamik des Geschehens möglich, die dem in vielerlei Hinsicht gebundenen Gutachter verwehrt bleiben müssen. Der strenge „Pseudo-Gutachter“ im Reflexionsgespräch, der sich einen Rollenwechsel leisten, sich als hilfreicher Therapeut oder netter Mensch „outen“ kann, hat Gelegenheit, hinter die Fassade schauen zu dürfen, die er eben noch erlebt hat.

Sehr häufig ist Aggressivität spürbar, solange der Klient noch die Simulation einer gutachterlichen Exploration erlebt. Klienten rearieren schnippisch oder spitz; sie sind kühl oder unhöflich; teilweise lassen sie einen böse auflaufen, wenn man sich um eine entspanntere und menschlichere Form bemüht. Manchmal muß ich den Klienten erst spüren lassen, wie wenig sich noch bewegt, wenn auch ich mich in eine Kampfstellung einlege, meinen empathischen „Weichei-Stil“ aufgebe und nur noch skeptisch in Frage stelle, anzweifle und Schwachstellen suche. Es ist klar, daß ich in diesem Spiel die besseren Karten habe, und sei es auch einfach, weil ich mich stur und dumm stelle.

Die abweisende Fassade öffnet sich jedoch regelmäßig, wenn ich eine gewisse Brechung in die Kommunikation bringe und dem Klienten spiegele, wie er auf mich wirkt. Und wenn ich dann „die weiße Fahne schwenke“ und Gelegenheit zu einem ehrenvollen Waffenstillstand biete, wird dieses Angebot meist dankbar angenommen. Dann merkt man auch bei vielen wieder, daß sie eine Therapie hinter sich haben und sich, ihr Verhalten, ihre Abwehrmechanismen reflektieren können. Und oft kippt die verklemmte Emotionalität der Aggressivität dann in ein offenes, ehrliches und auf andere Art emotionales Gespräch.

Neben der Aggression begegnet mir im Reflexionsgespräch oft eine andere Form, die ich als Hölzernheit umschreiben möchte. Die Klienten sprechen wie streberhafte Musterschüler, wie hilflose Prüflinge, die viel auswendig gelernt, aber kaum etwas verstanden haben. Leblose Klischees werden aufgetischt: Man habe die Probleme jetzt erkannt und packe sie an, man habe sich vollkommen geändert und die Therapiemaßnahme habe doch sehr viel gebracht. Vergeblich jedoch fragt man nach Beispielen, versucht man, in die Tiefe vorzustoßen und Anzeichen für die Echtheit und die Lebendigkeit dessen zu entdecken, was der Klient behauptet.

Manchmal ist hier tatsächlich jemand von jeder Weiterentwicklung unberührt geblieben und versucht, sich schablonenhafte Antworten auf Prüfungsfragen zurecht zu legen. Es gibt einige, die glauben, mittels rhetorischer Imitation dessen, was sie als therapeutische und psychologische Spielregeln wahrgenommen haben, bestehen zu können.

Aber im Reflexionsgespräch kann man oft die Erfahrung machen, daß diese Fassade nicht unbedingt ein Lügengebäude verkleiden muß. Dahinter kann durchaus Substanz zum Vorschein kommen. Es gibt Menschen, die ihrem Blatt nicht trauen, obwohl sie eigentlich ganz gute Karten haben. Das mag dann auch wieder Teil ihrer persönlichen Lebensstilproblematik sein und könnte therapeutisch aufgegriffen werden. Auch hier verhilft der Rollenwechsel vom Prüfer zum Helfer oft zum Durchbruch.

Die Themen, mit denen man sich in der Therapie auseinandergesetzt hat, berühren eben Bereiche, über die man im Alltag nicht so einfach erzählt, die privaten und intimen Charakter haben oder auch von vielen einfach für bedeutungslos gehalten werden. Manche bewegen sich auch noch sehr unsicher in der Sprache, die man braucht, um über innerseelische Prozesse, über Gefühle zu reden. Was vom Klienten thematisiert werden kann, und wie er dies versucht, wird jedenfalls entscheidend von der Art und Weise der Kommunikation mitbestimmt, und dafür ist als Profi naturgemäß in erster Linie der Psychologe verantwortlich.

Beide Beispiele, sowohl die Aggressivität als auch die Hölzernheit weisen darauf hin, daß auch in Fällen einer authentischen Veränderung dem Psychologen zunächst Abwehrhaltungen entgegentreten können. Die Situation besitzt nun einmal erhebliches neurotisierendes Potential. Sie ist für die Betroffenen stark angstbesetzt. Scham- und Schuldgefühle spielen eine große Rolle. Es ist eine unsymmetrische Verteilung von Macht und Ohnmacht gegeben ist.

Da kann man im seelischen Erleben Parallelen zu einem Vorstellungsgespräch ziehen, bei dem ich mich bestmöglichst verkaufen muß. Die Situation ähnelt auch einer Prüfung: Selbst bei optimaler Vorbereitung fühle ich mich nicht sicher, ob man mich nicht doch bei einer Schwachstelle ertappt. Und die Klienten erleben sich trotz aller Aufklärungsversuche immer noch als Angeklagte vor dem Richter.

All diese Beziehungs- und Kommunikationsmuster gehören zwar zur Lebenswirklichkeit; sie heben sich aber vom normalen, „gesunden“ Alltagsleben ab, und sie begünstigen das Auftreten von regressiven, neurotischen Verhaltensweisen.

Das Wissen um diese Tatsache sollte für Psychologen Grund genug sein, den neurotisierenden Tendenzen im Rahmen der Gegebenheiten entgegenzuwirken. Die Erfahrungen des Reflexionsgespräches bestätigen, daß es sinnvoll ist, möglichst viel Licht in die undurchsichtigen Machtverhältnisse zu bringen und ein Spiel mit offenen Karten anzustreben. Insofern freue mich über alle Versuche von Untersuchungsstellen, durch Transparenz Ängste abzubauen. Das Angebot beispielsweise, ein Gesprächsprotokoll gleich nach der Exploration durchlesen und eventuell noch korrigieren zu können, beruhigt die Klienten ungemein, obwohl der objektive Nutzen fragwürdig und der Aufwand wahrscheinlich beträchtlich ist.

Doch lassen Sie uns dieses sprachliche Bild einmal für einen Augenblick genauer betrachten: Was heißt das denn eigentlich, mit offenen Karten zu spielen? Wo gibt es diese Art zu spielen denn überhaupt im richtigen Leben? Alle Spiele, die mir einfallen, beruhen darauf, daß zumindest ein Teil der Karten verdeckt ist. Eine Ausnahme bildet die Variante „ouvert“ beim Skat. Die spiele ich doch dann, wenn die Gegner auch bei Kenntnis meiner Karten kaum eine Chance haben werden. Ich muß mich also schon sehr nahe am Ideal der Unverwundbarkeit wähnen. Mit offenen Karten spiele ich, wenn ich mich als der sichere Sieger fühle und mich für absolut überlegen halte, wenn mir überhaupt nichts passieren kann.

Als Therapeuten müssen wir berücksichtigen, daß ein gesundes Seelenleben flexible und produktive Lösungsformen für unterschiedliche Situationen fordert. Im Gespräch mit Freunden oder auch mit meinem Therapeuten kann ich die Zweifel und Unsicherheiten offen besprechen, die mich im Hinblick auf eine bevorstehende Aufgabe plagen. In einem Vorstellungsgespräch dagegen würde es eher von neurotischen Tendenzen zeugen, wenn ich meiner Entschlossenheit und meinem Können nicht genügend Ausdruck verleihen kann.

So sehr es uns auch widerstreben mag, geht es im Leben eben auch darum, sich zu präsentieren, darzustellen und zu verkaufen. Es wäre Augenwischerei, diesen Aspekt für die Begutachtung auszublenden. Einem allzu naiven Verständnis von Ehrlichkeit stehe ich daher skeptisch gegenüber.

Ein besonders krasses Beispiel dafür wurde einmal in einer Fernsehreportage über die MPU präsentiert. Während der Exploration, die aufgezeichnet werden durfte, berichtete der Proband seiner Gutachterin mit schelmischem Lächeln, daß er ja schon öfter ohne Führerschein gefahren, aber Gott sei Dank nie erwischt worden sei. Später dann regte er sich furchtbar darüber auf, daß man ihn trotz seiner absoluten Ehrlichkeit negativ begutachtet habe.

Sicher ist das Fahren ohne Fahrerlaubnis keine Petitesse. Aber das größere Problem dieses Mannes zeigt sich doch wohl darin, daß er alle Erfordernisse dieser speziellen Situation konsequent ignoriert.

In einem früheren Referat habe ich mich mit dem komplizierten Problem der Abstinenzforderung im Umfeld von Eignungsrichtlinien und Verkehrstherapie beschäftigt. In Gruppen- und Einzeltherapien mit alkoholauffälligen Kraftfahrern taucht nach meiner Erfahrung in unendlichen Variationen der Einwand auf, „man soll doch niemals nie sagen“. Das muß in der Therapie ausführlich durchgearbeitet werden. Die Klienten sollen selbst spüren, wie stark in Worten und Gedanken Restzweifel, „Hintertürchen“ oder Unsicherheit enthalten sind. Je offener das ausgetragen wird, desto gründlicher kann die therapeutische Arbeit gelingen. In der diagnostischen Exploration dann wäre wohl ein überzeugtes und überzeugendes Auftreten angebrachter als ein dialektisches Abwägen.

Ein anderes Beispiel bietet die Diskussion mit einem Punktetäter darüber, wie denn nun eine vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit von 100 km/h zu nehmen sei: „110 bis 120 km/h können ja wohl mal vorkommen...“. Auch hier bewegen wir uns in einer Grauzone: Was ist eine Setzung wert, die gleich wieder mit einer Toleranz versehen wird? In verkehrstherapeutischen Gesprächen kann das ein wichtiges Thema sein. In der diagnostischen Exploration aber zeugt es wohl eher von einer Verkennung der Realitäten, wenn gleich wieder Toleranzbereiche und Dehnbarkeit von Regeln zum Thema gemacht werden.

Diese Themenbereiche und Phänomene machen deutlich, daß in der Begutachtungssituation keine allzu naiven Erwartungen an die Ehrlichkeit der Probanden gestellt werden sollten. Ist es nicht notwendig, sich in einem begrenzten Gespräch zu „verkaufen“? Kann damit ein gewisses Maß an Verstellung nicht auch eine wichtige Anpassungsleistung an die Realität darstellen?

Und welches Maß an Ehrlichkeit läßt das Problem der Abstinenzforderung im Spannungsfeld zwischen Eignungsrichtlinien und Verkehrstherapie überhaupt zu? Welchen Raum dürfen Restzweifel, Hintertürchen oder Unsicherheit erhalten? Was ist eine Setzung wert, die gleich wieder mit einer Toleranz versehen wird? Oder umgekehrt: Wie ernst können Sie die Aussage nehmen, daß jemand nie wieder eine Geschwindigkeitsüberschreitung begehen wird? Wie geht man also mit den Grauzonen zwischen Ideal und Wirklichkeit um?

Wenn man also in unserem Spiel von jemandem erwarten kann, mit offenen Karten zu spielen, dann sind das zunächst wir Psychologen. Denn was haben wir im Gegensatz zu den Klienten zu verlieren? Wir verzichten höchstens auf ein Stück Machtposition. Da es aber weder für den Verkehrstherapeuten noch für einen Gutachter um die Frage von Gewinnen und Verlieren gehen sollte, dürfte das auch kein Problem sein, oder...?